

The background of the cover is a vibrant red color with a complex, textured pattern. It features wavy, undulating lines that create a sense of depth and movement, resembling a topographical map or perhaps the texture of a certain material. The lighting is soft, highlighting the ridges and valleys of the texture.

JULIA FRIESE
MTTR
ROMAN

WALLSTEIN

Julia Frieze
MTTR

Julia Frieese

MTTR

Roman



WALLSTEIN VERLAG

»Mean Time To Recover bzw. auch Mean Time To Repair (abgekürzt jeweils MTTR) wird als die mittlere Reparaturzeit nach einem Ausfall eines Systems definiert. Diese gibt an, wie lange die Wiederherstellung des Systems im Mittel dauert. Sie ist somit ein wichtiger Parameter für die Systemverfügbarkeit.«

Alessandro Birolini: Zuverlässigkeit von Geräten und Systemen. 4. Aufl. Springer, Berlin u. a. 1997, S. 245.

1

Heute Morgen saß sie mir im Rücken. Die Kälte. Tropfte meinen Körper herunter. Glitt mir über die Beckenknochen in die Beine. Legte sich über meine Knie. Rutschte. Sammelte sich in meinen Füßen. Beinen. Als hätte mein Körper versucht, sie auszuschwitzen. Die Kälte. Aber die letzte Membran konnte sie nicht überwinden. Ihr Kondenswasser steht mir bis zu den Knien. Wie Stiefel. Unter der Haut. Kalte, schwere Stiefel stehen unter meinem Schreibtisch, neben einem Container. Auf Rollen. Denn alles muss in Bewegung sein im Büro. Laufen. Das ist nicht der Ort, an dem man innehält. Friert. Das ist der Ort, an dem Zeit in Geld gemessen wird. Also stellt man selbst die Schränke auf Rollen, um sie schnell zu sich zu rollen. Wie auch die Schubladen. Auf und wieder zu. Denn Zeit ist Geld. Das leere Regal neben mir fordert. Ordner soll ich anlegen und Unterlagen abheften. Es meint es nur gut, glaubt, mein Zeuge zu sein, denn es sieht mich jeden Tag, weiß aber eben doch nichts über mich. Wie Yelda.

Im Büro sitzt sie mir gegenüber. Auf Polstern so grau wie Beton. Es sind nicht Yeldas Polster. Das Büro hat sie ihr geliehen. Es gibt uns so viel. Das Büro macht uns effizient. Lässt uns überhaupt erst funktionieren. Es ist schon beeindruckend, was sie können, diese zwei miteinander verbundenen Räume. Und die Männer. Sitzen am Fenster zur Straße. Sie sind älter als wir, miteinander reden sie nie. Also wenn sie sprechen, dann am Telefon. Ansonsten sind sie still, denn sie arbeiten. Was Yelda und mir Auf-

forderung ist, auch zu schweigen. Also zu arbeiten. Dafür bezahlen wir sie, die Männer. Wir mieten eigentlich nicht die Schreibtische, die Regale und rollenden Container, die brauchen wir eigentlich nicht. Wir brauchen die Männer. Denn ohne sie würden wir miteinander reden. Yelda und ich. Unsere Arbeit funktioniert nur so, wie wir sie uns eingerichtet haben. Die Männer haben sich ihr Büro eingerichtet. In ihren Regalen stehen Ordner, ihre Schreibtische sind übersät mit Unterlagen und Einladungen, Stiften und Radiergummirest. Und im Strom ihres Arbeitens – zwischen ihnen – schwimmen zwei Teppiche. Jeden Tag kommen sie zur exakt gleichen Zeit in das Büro. Hängen ihre Mäntel und Parka an die Haken neben der Tür. Reden noch kurz, zwei Sätze, drei Sätze, bis sie dann sitzen. Aufstehen tun sie nur, um sich Kaffee aufzubrühen. In der kleinen Kochzeile, da stehen sie dann, warten darauf, dass aus Wasser und Bohnen eine Auszeit wird, während ihr Blick durch unser Zimmer kreist.

Ob wir uns nicht mal ein Bild mitbringen wollten? Oder eine Lampe?

Bilder und Lampen scheinen für sie Dinge zu sein, die im Überfluss vorhanden sind. Zuhause. Das muss für sie sein wie ein Wald, in dem man irgendeinen Ast einfach abbrechen kann, ohne dass es dann an Ästen fehlt. Yelda und ich aber wohnen in keinem derartigen Wald. Wir haben uns zwar noch nie gegenseitig besucht, aber ich bin mir sicher, dass unsere Wohnungen sich gleichen. Sie sind Lichtungen. Leer. Uns gehört kaum etwas. Wir haben das Internet.

Ich friere. Ziehe den Rollcontainer an mich heran. Seine unterste Schublade habe ich nicht ganz geschlossen, weil es schnell gehen musste. Als ich die Dinge hi-

neingelegt habe, von denen ich nicht weiß, warum ich sie überhaupt besitze. Gekauft habe.

Seltsame Dinge sind mit mir passiert in den vergangenen Monaten. Vor zwei Wochen war ich bei meiner Gynäkologin. Obwohl mir nichts fehlte, bin ich auf den gynäkologischen Stuhl gestiegen, und meine Gynäkologin hat den langen, weißen Schallkopf in mich hineingeschoben. Zwischen meine Beine. Um es mir dann noch mal zu attestieren: Mir fehlte nichts. Das sah sie auf ihrem Bildschirm, dass mir nichts fehlte. Ein Rauschen war da, grau und weiß. Und darin sah sie nichts, was ihre Besorgnis hätte erregen können. Nichts, womit sie hätte etwas verdienen können. Ich war völlig umsonst da. In meinem langen, grauen Sweatshirt, mit dem Blick auf meine Beine. Oberschenkel. Im gleißenden Licht der Praxis sahen sie noch blasser aus. Weißer. Fleisch und Knochen eingeschlagen in Pergament, durch das sich rote Zacken versuchten hindurchzukämpfen. Ein Gewitter vor den Augen der Ärztin, der ich meinen Intimbereich öffnete wie ein Bilderbuch. Fleischig. Nass. Ihr Ultraschallgeber in diesem aufgeschlagenen Ich. Dass ich das auch bin – das zwischen meinen Beinen –, das versteht man ja gar nicht. Wenn ich sage, das bin ich, dann meine ich mein Passbild. Meinen Kopf. Hals. Alles bis zu den Schultern. Ich meine nicht die roten Zacken unter meiner Haut oder die Zyste am rechten Eierstock. Die ist immer noch da und weiterhin unauffällig. Dennoch, sagte die Gynäkologin, sollten wir sie weiterhin beobachten. Und ich nickte, obwohl weder sie noch ich diese Zyste jemals beobachtet hatten oder beobachten würden. Die Gynäkologin wird sie immer wieder neu feststellen, ausmessen und dann vergessen. Wie mich. Meine Akte. Ohne Ver-

gessen wäre das alles ja auch gar nicht auszuhalten. Die Zyste erscheint uns immer wieder neu, und das zitternde Fadenkreuz misst sie aus. Fünf Zentimeter. Es ist ein Ritual, das wir seit Jahren pflegen. Ich werde dabei immer auf meine Beine in den Halterungen starren und meine Füße so drehen, dass meine Socken nicht in die Nähe des Gesichts der Ärztin kommen.

Mein Intimbereich – ja. Aber doch nicht auch noch meine Füße. Socken. Und wie immer wird sie kaum etwas sagen, denn mir fehlt nichts. Hat nie etwas gefehlt. Und trotzdem hatte ich diesen Termin ausgemacht. Zur Kontrolle, hatte ich am Telefon gesagt. Und das stimmte schon. Ich hatte etwas kontrollieren wollen. Etwas wissen wollen. Über mich. Meine Familie.

Ich habe zwei Tanten, aber keine Cousine, keinen Cousin. Meine Tanten haben nicht gekonnt, was meine Mutter gekonnt hat. Die Organe in ihren Bäuchen sind verwachsen. Zusammengegangen zu einem schmerzenden Großorgan. Eine Familie. Die man ihnen entnehmen musste. Herausoperieren. Endometriose.

Vertrauen ist gut, Kontrolle ist besser, dachte ich. Und die Gynäkologin bewegte den Ultraschallgeber in mir. Suchte. Zeigte mit dem Finger auf den Bildschirm. Da sei etwas. Weißes. Es sehe wie Flüssigkeit aus, sagte sie. Es sei anzunehmen, dass ein Eisprung stattgefunden habe. Wenn ich schwanger werden wollen würde, solle ich Folsäure nehmen, sagte sie. Und wenn ich innerhalb eines Jahres nicht schwanger geworden wäre, solle ich wiederkommen. Dann könne man gucken, was man mache. Woran es liege. Aber jetzt. Erst mal. Sähe alles normal aus, sagte sie. Und ich verließ die Praxis ohne Rezept und Überweisung. Normal.

Es war eine Zeitverschwendung, mich zu untersuchen, dachte ich, in diesem Aufzug, mit dem ich runterfuhr, von der Praxis in das Einkaufszentrum. Und ich ahnte es schon. Dass ich es jetzt wieder tun würde. Das, was ich in den vergangenen Monaten so oft getan hatte, nicht nachdenken, in die Drogerie gehen, auf dem direkten Weg zu den Schwangerschaftstests, dann zwei Gänge weiter zu den Packungen mit Folsäure. Tabletten sind das, sie stehen bei den Vitaminen für Haut, Haare und Knochen. Ihre Schachtel ist rosa und rot. Für Frauen, kann man darauf lesen. Frauen mit Kinderwunsch und Frauen in Schwangerschaft und Stillzeit. Nach der Packung zu greifen, fühlt sich verboten an, jedes Mal wie Klauen. Im Kaufhaus. Große Pause. Oberstufe. Zwei BHs ohne Sicherung. Der Puls und die schnelleren Schritte, zwischen den Leuten hindurch, die das doch bemerken mussten. Auch wenn sie mir den Rücken zudrehten, mussten sie mich jetzt doch sehen und wer weiß was über mich denken. Schwangerschaftstests und Folsäure. Als wäre ich so eine. Die das will. Schwanger werden. In meinem Sweatshirt an der Kasse, der Blick auf meine Turnschuhe. Nicht hochgucken. Auf das Kassenband. Schwangerschaftstests und Folsäure wie Rasierklingen und Schlaf-tabletten. Waffen. Für Frauen, die sich den Puls nicht auf-, sondern nur ein bisschen anritzen wollen. Die im eigenen Leben zurücktreten wollen. Hinter sich. Neben sich. Ganz langsam. Ausbluten und nie wieder richtig wach sein. Bleiben, aber verschwinden. Hohläufig. Rundwangig. Ein Hologramm mit zwei »m«. Mama.

Unter lautem Krach fiel der Einkauf in die silberne Koppel am Ende der Kasse. Wie indiskret sie ist. Vulgär. Wie sie ausstellte, was ich anstellte. Als wäre das alltäg-

lich. Die KassiererIn schockierte auch gar nichts mehr. Hatte all das schon zu oft gesehen. Nahm mein Geld. Gelangweilt. Scheine zu Münzen. Und die Glastür wich mir aus. Dahinter der Strom der Kaufenden, ich ging unter. In leeren Blicken und vollen Tüten bis zur Drehtür. Draußen – in der Kälte – dann wieder dieser Impuls, den Einkauf wegzuschmeißen. Aufzuhören. Was soll das denn? Was mache ich denn? Seit Wochen. Monaten. Immer wieder. Warum denn?

Ich suchte einen Mülleimer. Dachte noch, es wäre besser, den Einkauf auf den Mülleimerrand aufzulegen, damit ihn jemand anders sich nehmen konnte. Jemand, dem er keine Waffe, sondern von Nutzen sein würde. Notwendig sein würde. Aber ich fand keinen Mülleimer, denn es steht kein Mülleimer auf diesem Weg, den ich immer gehe und der mich wieder mit sich riss. Runter. In die Unterführung. Hellblaue Kacheln. Gründelnde Menschen. Noch mehr Plastiktüten. Gelbes U-Boot unter der Stadt. Einsteigen. Abtauchen. Immer der gleiche Weg. Die gleichen Gesichter und keine Regungen. Automatische Türen. Im Stoß hinaus. Hochschwimmen. Zu den immer gleichen Hochhäusern. Wohnhaus. Wohnhaus. Schneiderei. Vietnamesen, Türken und im Erdgeschoss unser Büro.

Hinter der Tür tauchte ich wieder auf.

Yelda. Hi. Erst Lachen. Dann irgendwas erzählen und dabei bücken. Die Schublade klemmte. Was, wenn sie sah. Fragte. Ich stopfte Schwangerschaftstests und Folsäure in den Rollcontainer. Er klapperte. Unterste Schublade. Ich redete ununterbrochen, nur nichts gefragt werden. Setzte mich. Rollte vor. Und lachte so – über irgendetwas, das ich gerade erzählt hatte. Ich öffnete das Notebook. Ein neuer Tag. Arbeitstag.

Und im ganzen Büro gehört mir nichts, außer ein Dutzend Waffen.

Ich friere. Die anderen sind zum Mittagessen gegangen. Ich hatte ihnen gesagt, dass ich mir ein Mittag heute nicht leisten könne, und die anderen sagten, sie gäben mir eine Suppe aus. So hatte ich das nicht gemeint, sagte ich, mir fehle es nicht an Geld, mir fehle es an Zeit. Ich hätte noch nicht genug Zeit dieses Tages mit Arbeit verbracht, um mir ein Mittag erlauben zu können, sagte ich. Also eigentlich sei es nicht mal Zeit, die mir fehle, es sei mehr ein Gefühl. Zufriedenheit. Ich sei mit mir selbst noch nicht zufrieden genug, um essen gehen zu können, sagte ich, und sie raschelten mit ihren Mänteln. Öffneten die Tür. Winkten, gingen, und die Tür fiel zu.

Stille.

Jetzt ist da nicht mal das Ticken einer Uhr. Da ist nur mein Frieren zwischen den Schulterblättern und in den Beinen diese Kälte. Schwere Kälte. Nasse Kälte. Ich beuge mich vor. Zur Schublade, die unterste, ich muss an ihr rütteln, ziehen. Dann habe ich sie in der Hand, die Packung. Ultrafrüh steht darauf. Ultrafrüh ist sechs Tage früher, das steht darunter. Ich gehe zur Toilette des Büros. Es ist ein Badezimmer. Eigentlich ist das Büro eine Wohnung. Gewesen. Gegenüber der Toilette hängt ein Spiegelquadrat. Da war mal ein Waschtisch. Die Schatten an der Wand verraten ihn, er hat die Seiten gewechselt. Das Spiegelquadrat leistet einem Gesellschaft in Minuten, in denen man wirklich keine Gesellschaft will. Aber es hat Anstand. Es hängt hoch. Macht einen zu dem, was man ertragen kann. Zum Passbild. Da sind nur meine

Schultern, mein Hals und Gesicht. Meine Hände – die, die eine Waffe halten – sehe ich nicht.

Seltsame Dinge sind mit mir passiert in den vergangenen Wochen. Monaten. Abends. Wenn ich aus dem Büro nach Hause kam und noch allein war, ging ich in die Küche. Trank. Eine Karaffe Leitungswasser, aus dem Kühlschrank. Ich leerte sie, um sie danach gleich wieder zu befüllen. Zurückzustellen, neben Eier, Bier und Milch. Dann zur Toilette, eine Packung aufreißen und die Beschreibung lesen, als wüsste ich es nicht längst, wie das geht. Die Packung in den Müll schmeißen. Dann mit dem Arm hinterher – in den Müll –, die Packung richtig hinunterdrücken, unter die Taschentücher, Shampooflaschen. Sich dann auf die Toilette setzen. Den Herzschlag im Hals. Auf den Test pinkeln und über die Hand. Wie warm das immer ist. Wie rührend, dass der Körper das macht. Alles aufwärmt, was man in ihn hineingibt. Dann die Hand hochziehen. Warten. Während Urin vom Stäbchen auf meine Oberschenkel tropft und mein Blick an den Fersen des Kontrollstreifens haftet, wie er langsam durch das kleine Fenster läuft, feucht, rosa, aber das zweite Fenster immer weiß blieb. Und ich war erleichtert. Jedes Mal erleichtert und am Boden zerstört. Ich verstand es nicht. Verstand nicht mal, was ich hier machte. Was war das? Etwas, über das ich nicht redete, das mit mir ausgeführt wurde. Ein Modus, der mit mir ablief. Warum, weiß ich nicht. Auch Tage später, wenn ich zu bluten begann, wieder der Modus. Und mit ihm die innere Leere. Mein Blut schien mir zu bestätigen, was das Außen so häufig signalisierte: du nicht. Egal, ob sechs Tage früher oder später. Du bist unbewohnbar. Allein. Mit dir und in dir allein.

Nach Jahren, fast Jahrzehnten, sah ich es mir zum ersten Mal an, das Blut auf dem Toilettenpapier. Klumpig ist es, als wäre etwas darin. Fliege in Erdbeermarmelade. Sei doch dankbar, sagte ich zu mir. Du existierst nur um deiner selbst willen. Kannst machen, was du willst. Nachts Eis essen. Mit dem Suppenlöffel aus dem Eiskarton. Und die Zunge gegen das Fenster pressen. Kannst das Küchenfenster ablecken und dich auf einen Boden legen, den niemand ablecken sollte. Kannst bäuchlings durch das Treppenhaus robben und betrunken an die Wände schreiben. Kannst dein Leben wie eine Wiedergutmachung leben. Für damals. Immer wieder sonntags Periodenabfälle vom Huhn. Mit einem Perlmutterlöffel und Salz. Dazu Brötchen. Das macht man so. Nachts Eis essen. Das macht man nicht. Sich auf den Boden legen. Macht man nicht. Zunge ans Fenster. Macht. Man. Nicht.

Schwanger werden. *Asozial*, hatte sie gesagt. Meine Mutter. Damals, als Judith Kowalski schwanger war. In der zehnten Klasse. *Asozial*. Mit ihren Absätzen auf dem steinernen Küchenboden. Jeder ihrer Schritte hallte.

In der Schulzeit schwanger werden ist das Letzte. Hat sie gesagt. Das ganze Leben ist dann versaut. *Asozial* war in den Augen meiner Mutter vieles. Mit dem Bus zur Arbeit fahren und Satellitenschüsseln auf dem Balkon. Die Bettwäsche aus dem Fenster zur Straße hängen und auf Stühlen vor dem Hauseingang sitzen. Die *Hotvolee* ist nebenan eingezogen, sagte meine Mutter. Und die *Hotvolee*, das waren Ausländer. Nicht gut betucht. Putzfrauen. Gastarbeiter. Immer schlimmer wird das, hat meine Mutter gesagt. Wie die Kaninchen, hat meine Mutter gesagt. Wie kann man nur so viele Kinder haben. *Asozial*. Wenn sie im Park saßen. Familien, wenn sie da

tanzten und aßen, ist meine Mutter schneller gegangen. Das macht man doch nicht. Essen im Park. Grillen schien ihr etwas sehr Intimes zu sein. Nur unter Ausschluss der Öffentlichkeit legt man Fleisch auf Feuer. Hat man keinen eigenen Garten, macht man das nicht. Gar nicht. Man feiert nicht öffentlich. Lebt nicht öffentlich. Lebt hinter zugezogenen Gardinen. Draußen nicht. Unter anderen nicht. Mit anderen nicht. Im Stechschritt ist meine Mutter vorbeigegangen. Komm, hat sie gesagt und mich gezogen. Nimm dir kein Beispiel, hat meine Mutter gesagt. Immer dann, wenn sie sich geekelt hat. Und sie ekelte sich leicht. Zu leicht. *Asozial*.

Ich uriniere über meine Hand. Und sehe mich selbst, mein Passbild. Eingerahmt von personalausweisfarbenen Fliesen. Blassbeige, leicht ins Grünliche gehend. Seit fünf Monaten leben wir zusammen. Erk und ich. Seit fünf Monaten gehe ich in Drogerien, kaufe Schwangerschaftstests und Folsäure. Ich nehme sie jeden Morgen. Nach dem Zähneputzen. Gegessen habe ich heute noch nichts. Nicht gearbeitet, nichts erreicht. Aber Folsäure geschluckt.

Ich friere. Fünf Minuten, heißt es, müsse man auf das Ergebnis warten. Aber warten muss man eigentlich nur, um herauszufinden, ob wirklich alles in einem tot ist. Dass da Leben ist, das sieht man sofort. Der Urin tränkt das Vlies der kleinen, weißen Fenster. Sein Kondensstreifen ist rosa. In beiden Fenstern rosa. Ich weine.

Hinter der Toilettentür ist immer noch das Büro und niemand da. Ich bin alleine mit Rollen. Sie stehen. Ich stehe. Nur die Zeit nicht. Ich sehe hinüber zum Schreibtisch. Er ist, wie ich ihn verlassen habe, sechs Minuten früher.

Oder sechzehn Minuten früher? Ich friere. Ein Gefühl für Zeit habe ich nicht. Uhrzeit ist Gewalt. Jeder Moment wirft sich über mich wie eine Welle. In jede Annehmlich- und Unannehmlichkeit tauche ich ab. Länger als eine Stunde gehen sie nie Mittag essen. In diesen ganz kleinen Restaurants kommt das Essen in weniger als einer Viertelstunde. Nur ein winziges bisschen wird da gekocht, während der Gast auf Bänken und wackligen Stühlen sitzt. Man soll nicht verweilen. Man soll das Notwendige verrichten, das einen von der Arbeit abhält. Essen. Gegessen haben. In einem ganz kleinen Zeitfenster. Ich stehe. Friere. Aber meine Rechte ist noch immer warm.

Ein Kind wollte ich nie *jetzt*. Und nie gehabt haben. Es sollte etwas sein, das in der Zukunft liegt. Immer später. In der Zukunft, die mir als Kind an die Tafel gemalt wurde, die ich abgeschrieben hatte, auswendig gelernt. Familienleben. So wird es später. Irgendwann. Nicht jetzt.

Vor dem Fenster zum Hof steht ein Baum. Ich weiß nicht, was für ein Baum das ist. Ich kenne mich überhaupt nicht aus mit Bäumen. Ich verstehe Bäume nicht. Dafür bin ich zu sehr Mensch. Wurzeln sagen mir nichts. Gar nichts. Denn Menschen haben sie nicht gemacht. Sie waren einfach schon da. Menschen schlagen keine Wurzeln. Sie finden sie vor. Nachdem sie geboren werden, stolpern sie darüber. Fallen. Ich stehe.

Und hinter dem Baum ein grauer Container. Auf Rollen. Müll verstehe ich. Müll ist menschliche Natur. Meine Natur. Noch vor Minuten habe ich Müll produziert. Ich kann die Packung des Tests nicht wegschmeißen. Nicht hier. Jetzt. Ultrafrüh. Ich will nicht, dass Müll etwas über mein Inneres verrät, das ich selbst noch nicht verinnerlicht habe. Ich bin schwanger.

Als ich das letzte Mal an dem Schreibtisch saß, vor Minuten, da war ich noch nicht schwanger. Also ich war es schon, aber ich wusste es nicht, und alles, was mir nicht bewusst ist, bin ich nicht. Schwanger. Das ist mir passiert, wie der Mittag. Jeden Tag. Habe ich schon genug gearbeitet, um – überrollt. Jeden Tag werde ich überrollt. Von Strukturen. Uhrzeiten. Yelda.

Sie kommt als Erste rein. In diesem dicken Mantel. Die Mäntel der Männer sind dünner. Da seid ihr ja wieder, sage ich. Und bin ertappt. Denn ich stehe. Einfach so im Raum. Packung und Test hinter meinem Rücken. Ich tue etwas, das man nicht macht. Man steht nicht einfach so mitten im Raum, ohne etwas zu tun. Das machen Menschen nicht. Das ist nicht richtig, obwohl nichts daran falsch ist.

Yelda sagt, sie habe Suppe gegessen. Macht eine schmatzende Bewegung mit dem Mund und klappt ihr Notebook auf. Ihre Haare fallen ihr über die Schulter. Schräg guckt sie mich an, während sie ihren Stuhl so an sich heranzieht, dass sie sitzen kann. Ich stehe noch immer. Friere.

Ist alles in Ordnung mit dir?

Man spricht nicht mit Fremden. Auch nicht mit denen, die man jeden Tag sieht. Willst du eine rauchen?

In geöffneten Mänteln stehen wir draußen. Blicken auf die andere Straßenseite. Einen Altkleidercontainer. Yelda sagt, ihre Suppe sei so warm und scharf wie Schnupfen gewesen. Sie sagt das, damit es nicht still ist. Weil ich still bin. Ich muss etwas sagen, weiß aber nicht, ob. Und wie. Ihre Tochter. Wie geht es ihr? Yelda nimmt ihr Handy aus der Manteltasche und zeigt mir Fotos.

Ihre Tochter ist drei und Yelda jeden zweiten Tag al-

lein. Ist das nicht ideal, habe ich sie mal gefragt. Ein Leben mit Kind und ein Leben ohne. Alles haben. Und das beinahe zur gleichen Zeit. Wir waren im Auto. Mittags. Auf dem Weg von der Markthalle zurück zum Büro, und Yelda steckte den Schlüssel in die Zündung. Fuhr nicht los. Sah mich nicht an. Sagte, dass sie die Hälfte der Kindheit ihres Kindes verloren habe. An eine fremde Frau und einen Mann, der ihr fremd geworden war. Und auf der Stelle hatte ich verschwinden wollen. Aus diesem Auto. Diesem Büro. Träumst du, fragt Yelda. Ihr Gesicht direkt vor meinem Gesicht. Wie ein Mond. Ein freundlicher Mond. Aus einem Kinderbuch.

Ich weiß nicht, sage ich. Ich stehe schon den ganzen Tag neben mir.

Yelda greift in ihren Mantel. Zigarette?

Ich schüttele den Kopf. Muss ich das jetzt erklären? Warum ich zum Rauchen rausgehe, obwohl ich nicht rauchen will? Aber Yelda fragt nicht. Yelda steckt sich eine Zigarette an. Und die Schachtel wieder in die Manteltasche.

Ich bin schwanger, sage ich dann. Und etwas in mir lacht sich tot.

Yelda dreht sich, guckt mich an. Ihr offener Mund sucht etwas in meinem Gesicht. Findet es nicht. Also ruft er, was er weiß. Meinen Namen. Packt mich an den Schultern. Kurz. Alter, Teresa, sagt sie. Schreit spitz auf. Fällt mir um den Hals. Jetzt müsste ich natürlich mit ihr schreien und zerfließen. Also vor Freude. Aber ich stehe. Fest. Steif. Allein mein Mund macht irgend so ein Lächeln.

Ich friere schon den ganzen Tag, sage ich, als würde das was erklären.

Hormone, sagt Yelda.

Ausreden, immer nur Ausreden. Was anderes habe ich nicht parat.

Ich habe Angst, sage ich.

Normal, sagt Yelda.

Das ist alles so unrealistisch, sage ich, und Yelda lacht. Sagt irgendwas. Sehr schnell. Weil schnelles Reden ein Zeichen für Aufregung ist. Freude ist immer Bewegung. Ihre Hände an meinen Schultern. Noch mal dieses Schütteln. Ich stehe. Friere. Und über unseren Köpfen ist Rauch.

Yelda tritt ihre Zigarette aus.

Seit wann weißt du es?

Mittagspause. Ich nicke mit dem Kopf zur Tür. Auf der Toilette, sage ich. Und Yelda lässt sich gegen mich fallen. Teresa. Sie strahlt. So laut in mein rechtes Ohr. Die Männer hinter der Wand, dem Fenster, die müssen das doch hören. Müssen ihre Augenbrauen über randlose Gläser heben.

Was machst du denn noch hier? Geh nach Hause, sagt Yelda. Genieß diesen Moment. Ich weiß nicht, sage ich. Mein Oberkörper ist starr. Vor Angst. Schuld. Solcher, die man fühlt, nachdem man gelogen hat. Mit jedem Gang in die Drogerie. Mit diesem Test. *Ich bin schwanger*. Wie kann man etwas in sich erleben, das mit dem eigenen Leben nichts zu tun hat?

Schluss jetzt, sagt Yelda. Geh nach Hause. Sie nimmt ihre Hände, stemmt sie mir in den Rücken und schiebt mich durch die Tür. In den Flur. Das geht natürlich nur unter Lachen, denn wenn dabei nicht gelacht wird, ist es Gewalt, dieses Schieben. Vor der Tür zum Büro bremsen sie, drehe mich um.

Kein Wort. Drinnen, sage ich.

Klar, sagt Yelda, und um so jäh ausgebremst nicht ins Schlittern zu kommen, zwinkert sie mir zu. Ich öffne die Bürotür. Ziehe meinen Mantel nicht aus, aber das Ladegerät des Notebooks aus der Steckdose. Lege es auf den Boden meiner Tasche und das Notebook darüber. Sehe noch mal nach. Auf dem Schreibtisch. Aber da ist nichts. Im ganzen Büro ist nichts mehr von mir zu sehen außer einer geöffneten Schublade. Mit Folsäure. Ich denke an Fernsehen. Tatort. Denke daran, dass das Offensichtlichste meistens stimmt. Ich habe einen Termin, sage ich in das Zimmer zur Straße hinein. Und höre Mineralwasser perlen. Unter Schreibtischlampen. Zwei Finger an die Schläfe. Ein Nicken. Tür auf. Tür zu.

Draußen ist mein Frieren keine Außerordentlichkeit.

2

Zu Hause schießt Wärme aus der Sprühstrahldüse. Wie Nadeln in mein Genick. Erschieß mich, sage ich häufig. Zu mir. Wenn ich die Gedanken an das, was ich gesagt oder getan habe, nicht ertragen kann. Halt die Klappe, sage ich auch. Zu mir. Meinen Gedanken. Wenn man Stille will, muss man harsch sein. Jeden Ton im Keim ersticken. Vernichten. Unter dem Druck des Wassers schmelzen meine Haare zusammen. Hängen wie Gummi von meinem Kopf. Werden Zeuge, wie mir die Farbe vom Gesicht gesprengt wird. Aus Alabaster wird Weiß. Blau. Wird eine rote Nase und kleinste, graue Löcher. Furchen auf meiner Stirn enden, wie sie beginnen. Irgendwo. Nichts an mir ist symmetrisch. Nicht mal das Grau unter meinen Augen, deren Wimpern schwinden wie Farbe aus einem Pinsel.

Nass passt mein Kopf zu meinen Brüsten. Zu meinem Bauch. Hüften. Zu all dem, was ich nicht föhne, schminke, modelliere. Die Frau ist von mir runtergewaschen. Cis ging mit einem Zisch in den Abfluss. Und ich in die Knie. Auf dem Grund der Wanne ist meine Nacktheit akzeptabel. Richtig. Ich lege mich hin. Die Knie zum Bauch. Liege auf der Seite. Halte den Duschkopf. Lasse ihn über mir kreisen. Wasser wie Wärme. Nähe. Mit dem Fußballen verstopfe ich den Abfluss. Damit sie an mir hochkriecht. Links, rechts. Schwankend. Leckt die Wärme, nimmt Staub und Dreck auf, bis ich ihn loslassen kann. Im Badewasser, den Duschkopf, wo er leise weiter-

rauscht. Die Hand auf meinen Bauch. Die Fliesen über mir signalrot. Ich bin schwanger.

Vergangenen Sommer waren Erk und ich auf dieser Party. Bäume und Lampions vor einem fast zerfallenen Altbau. Innen die Neunziger. *Rhythm is a Dancer*. Tanzen wie auf einem Kindergeburtstag. Statt Cola gab es Cocktails. Ich hatte sie alle getrunken. Ihn in den Hof gezogen. Zum Knutschen wie Teenager. Und er fragte mich, ob man das eigentlich schmecke. Was, fragte ich an seiner Unterlippe hängend. Er habe – also. Er druckste so herum. Sodbrennen. Das Gefühl, sein Magen löse ihn auf. Und ich musste lachen. Wusste, wie verliebt ich war, als ich ihm sagte: Los, gib mir deine Magensäure. Lös mich mit dir auf. Und er hielt sich den Handrücken vor den Mund, um aufzustoßen. Ich verschlucke dich eher gleich, sagte er. Rückwärts gehend. Nein, torkelnd. Ideal, sagte ich. Verschluckt werden. In den Bauch. Das ist doch, was man eigentlich will. Nach der Geburt. Diesen Zustand wiederherstellen. Zurück an den Ort, den dir keiner streitig macht. An dem für alles gesorgt ist, an dem für dich geatmet wird, verdammt noch mal. Ich hielt mein Glas hoch. Predigend. Natürlich, sagte ich, können Frauen es dann am wenigsten, aufgenommen werden in einem anderen. Du – ich drückte ihm meinen Zeigefinger auf die Brust – bekommst wenigstens Sex. Also diesen Kompromiss. Kannst in die Frau zurück. Zwar nur so ein kleines bisschen, mit einem winzigen Finger, bist nie ganz im Stande, verborgen zu werden. Aber immerhin.

Was soll das heißen? Nur mit einem winzigen Finger? Erk lachte, und ich boxte ihn. In den Bauch. Gib doch nicht solche Klischeeantworten, sagte ich. Wir Frauen sind für immer ausgeschieden. Können nur so ein biss-

chen knutschen, also im Mund eines anderen mit dessen Zunge streiten.

Um Gottes willen, sagte Erk. Stell dir das vor. Das ganze Leben mit meiner Mutter. Wir stolperten durch Monoblocs, hatten aber keine Angst bei diesem Stolpern gesehen zu werden. Denn der Alkohol hatte uns aufgelöst. Keine abgehackten Gesten mehr. In allem verflüssigt sahen wir uns in die glänzenden Augen. Wasser nimmt euch doch auf, sagte Erk. Ihr könnt schwimmen. Tauchen. Ist das nichts? Ja, baden, sagte ich. Baden ist Aufgehobensein. Und war trotz allen Alkohols verwundert, wie ehrlich ich zu ihm war. Von Anfang an gewesen war. Und wie er mich verstand. Nichts war zu weit hergeholt. Wir umarmten uns. Und ein Taxi holte ihn ab. Fuhr ihn in diese WG, als wären wir Studenten. Ich winkte unter Lampions, als gäbe es einen Abschied und keine Handys, die uns wie eine Nabelschnur verbanden. Tags. Nachts. Und Wochen später gingen wir schwimmen. In einem Freizeitbad. So stand das im Internet. Freizeitbad. Es musste also auch Schwimmbäder geben, die man besuchte, um zu arbeiten. Mit seinem Körper. Gegen das Wasser. Hier aber konnte man in Bademänteln sitzen, am Rande eines Beckens. So tun, als wäre das gar kein Becken, sondern ein See. Für Menschen, die Angst haben vor Seen. Insekten. Gras. Sonne. Wir saßen auf weißen Liegen und lasen ein Buch, das ich noch in meiner Tasche hatte. Ich las schneller als er, während wir Orangensaft tranken. Aus jämmerlich kleinen Flaschen mit dünnen Strohhalmen. Und es war schön. Obwohl ich das nicht erwartet hatte. Denn in diesen Bädern sitzt man nicht allein am Becken. Man sitzt da mit all diesen Menschen, die man sonst nur in Büros sitzen sieht. Und

auf einmal sieht man sie verletzlich. In Flip-Flops auf feuchten Fliesen. In Elasthan, in das sie ihre schambehafteten Körper zwangen, um so zu tun, als gäbe es diese Scham nicht. Hier nicht. Nicht am umkachelten See. Plötzlich standen alle zu dem, was sie sonst zu kaschieren versuchten. Mehr noch, sie zeigten sogar stolz, wie sie zu alldem gekommen waren, wenn sie in Badebekleidung auf Hockern Platz nahmen, um Milchshakes zu trinken und Burger zu essen, von denen ihnen kleine gekochte Gurkenscheiben auf die nackten Beine fielen. Ketchup auf weißem Oberschenkel. Ketchup nah einem langen einsamen Haar. Kein Mensch hält seinen Körper aus. So ist es doch. Er ist zu unordentlich. Der Mensch sehnt sich nach einem dinglichen Aussehen mit klaren Formen. Er will so aussehen wie die Dinge, die er schafft, nicht wie er geschaffen ist. Ich will so nicht denken, das sagte ich ihm. Im Dunkeln. Wir waren getaucht. Unter Plastikplanen hindurch. Tauchten in einem runden Becken auf, in dem das Licht nur müde aus der Tiefe schien. Aber nicht von oben, nicht auf uns herab. Oben war nur Schwarz. Ruhe. Ich will so nicht denken, sagte ich. Ich will das Leben mögen, wie es ist.

Haare und Gurkenscheiben.

Ketchup und Insekten.

Wir schlugen uns mit Schwimnudeln. Lachten ohne Ton. Ließen uns auf unseren Rücken treiben, bis wir mit anderen Paaren kollidierten, die sich ebenfalls auf ihren Rücken treiben ließen. In der Dunkelheit, in der sie sich allein wähnten. Die sie gesucht hatten, weil sie allem anderen entfliehen wollten. Sich selbst. Dem Alltag.

Stefanie.

Damals rief sie jeden Tag an. Die Architektin, mit der

er in einem Dachgeschoss gewohnt hatte. In einer Wohnung, die Stefanie mit einer Alarmanlage geschützt hatte. Und trotzdem war ihre Beziehung zerbrochen. Wie eines ihrer Drahtbügelgläser, in denen sie Linsen und Reis aufbewahrte. Ihre Kleidung hing bedeckt von den Plastikfolien der Reinigung. Jeden Morgen machte sie Sport und am Abend Überstunden im Büro. Am Wochenende zeichnete sie Straßenkarten ab. Block um Block. Chemnitz. Rostock. Stralsund. Saß in ihrem ergonomischen Stuhl und verließ immer seltner die Wohnung, um etwas anderes zu tun, als zu arbeiten. Freitagabend? Lese sie immer ihre Magazine, Zeitschriften, das wisse er doch. Sie verabredete sich mit Dingen, die ihre Zuverlässigkeit nicht erwarteten. Und er ging. Abend um Abend. Als er sagte, er wolle ganz gehen, saß sie am nächsten Tag nicht mehr auf ihrem Stuhl, da lag sie im Bett. Sie habe Angst, jemand ziehe ihr den Stecker. Bald nur noch Schnee. Sie habe Herzrasen. Sie schwitze. Er solle aufpassen. Auf sie. Ihr immer sagen, wo er gerade war. Am besten schon zu Hause, wenn sie heimkam. Dass er sie trinken und das Bad putzen sah. Immer mittwochs. Donnerstags wischte er den Boden. An einem Samstag traf er eine andere. Er erzählte es ihr, und sie schlug ihn. Ins Gesicht. Links, rechts. Immer wieder. Was glaubst du, wer du bist? Was bildest du dir ein, schrie sie, die Wohnungstür fiel ins Schloss, und sie verschwand. Er ließ die Heizung an, aber machte das Fenster auf. Sah zu, wie sich nasser Stadtschnee auf die Fensterbank legte. Er sagte, er sei noch nie so traurig und so erleichtert gewesen. Am nächsten Abend fand er sie im Bett. Unter der gemeinsamen Gravity-Decke. Die Eltern hätten ihr die alten Vorwürfe gemacht. Ihr jüngerer Bruder sei schon lange verheiratet.

Wenn sie so weitermache, würde sie alleine sterben. Ob sie das wolle? Er das wolle? Geh nicht, sagte sie, und Erk ging. In Zeitlupe. Zog das Pflaster so langsam ab, wie er konnte. Pustete. Wohnte in zwei Wohnungen zugleich. Salbte. Ließ Hemd um Hemd aus dem gemeinsamen Schrank verschwinden. Sang *Heile, heile Gänsje*. Zog den Klebstoff des Pflasters bis zu den Tresen der Stadt. Starrte in Bierlachen aus Schuld, und ich wischte sie weg. So lernten wir uns kennen. Mit einem Ruck zog ich ihn von den Tresen in den Tag. Ohne Decke auf eine Wiese. Da saßen wir, als sie anrief, um minutenlang nichts zu sagen.

Erk hielt den Hörer, wartete.

Sie reißen die Straße auf, in der du gewohnt hast, sagte sie und legte dann auf.

Meinst du, ich kann das schaffen, fragte ich ihn, all das, was ich denke, fühle, all das, was ich aber nicht denken und fühlen will – diese Lebensfeindlichkeit –, ob ich die loslassen kann? Glaubst du das? Wir schwammen im Dunkeln, als er an dem Träger meines Badeanzugs zog, um mich zu sich zu drehen. Ich habe ihr gestern gesagt, dass ich jetzt umziehe. Also zu dir ziehe.

Das Wasser stand mir bis zum Bauch, ich schaute ihn nicht an.

Was hat sie gesagt, fragte ich. Und er guckte so. Suchte im Dunkeln meinen Blick. Wenn ich mit dir eine Familie gründen würde, sagte er, dann würde sie sich umbringen.

Meine Haare sind noch nass, als ich in das Schlafzimmer gehe, in dem er liegt. Auf der Decke. Die Füße über Kreuz, das Gesicht erleuchtet. Er schaut auf. Ich trage sein T-Shirt. T-Shirts für Frauen, meine T-Shirts, halte ich nachts nicht aus. Keine Frau hält nachts ihre T-Shirts

aus. Zu eng, zu klein. Er scrollt über den Bildschirm, mit Augen und Fingern, als wäre es irgendein Tag. Als hätte sich nicht mit einem Mal alles geändert. Er weiß es nicht. Noch nicht. Ich kann nicht fassen, dass jetzt dieser Moment ist. Für ihn. Uns. Wie groß die Dinge immer scheinen, wenn sie weit weg sind. Wie klein sie sind, wenn sie passieren.

Erinnerst du dich noch, sage ich. Letztes Jahr.

Das Licht über seinem Gesicht geht aus.

Als wir zu Hause waren?

Zu Hause ist eine namenlose Stadt. Eine, die wir beide nie mochten, also nach der Schule sofort verließen, die uns in der Ferne aber doch so verbunden hatte, dass wir sie sofort besuchen mussten. Gemeinsam fuhren wir zurück an den Ort, an dem unser erstes, unser längstes Leben stattgefunden hatte. Ziellos liefen wir durch leere Parks. Setzten uns in die besprayte Stahlskulptur. Ein Oktaeder auf Beton, in dem unsere Stimmen hallten und die Füße krachten, während uns der Sand unter unseren Küssen aus den Sohlen rieselte.

Wir schliefen in einer Ferienwohnung in der Innenstadt. Weiße, abwaschbare Kunstledergarnitur. Hinter den Fenstern Geschäfte und Leerstand. Rabatt und Ausverkauf. Dazwischen Asphalt und Bänke. Neben Bäumen in kleinen, runden Beeten. Bodennah stahlumzäunt. Apotheke, Optiker und Kaufhof. Morgens waren wir zu dem Bäcker gegangen mit den verspiegelten Wänden. Korrosion und lokale Tageszeitungen. Eine sozialdemokratisch, eine christdemokratisch. Stühle mit an der Lehne angebundnen Sitzkissen. Tische mit Marmorfuß. Unverrückbar. Und doch ist sie da. Die Erinnerung an gequetschte Kinderzehen in bunten Ledersandalen. Papier gesäumt mit

Spitze auf Kaffeeuntertassen. Sahneabdeckpapier ist, was wir meinen, wenn wir deutsch sagen. Wir aßen Gebäck mit Gäbelchen. Und gaben Kondensmilch in den Kaffee. Stießen kleinste Zinken in gelierte Erdbeeren, wie zwei Tanten zwischen Farnen. Ich sagte, weißt du noch, als Niemeyer das Hallenbad gekauft hat? Der Niedergang des Konkurrenzbäckers. Damit hat er sich übernommen. Das haben alle gesagt. Alle, die keine Bäckereifilialen hatten. Alle, die wussten, wie man kein Risiko eingeht. Die, die sich nur trafen, um über die anderen zu reden. Über die Großen. Unternehmer. Unterhalter. Die im Fernsehen. Hier waren nur die kleinen Tische. Die Mütter mit ihren Müttern und Kindern. Die älteren Herren und die Witwen in grauen Mänteln. Nicht auffallen. Dem Asphalt gleich werden. Dazu ein Teilchen. Bienenstich vom Blech. Damit man was erlebt. Im Mund. Während sich die Szenerie in den Spiegeln zehn Mal, zwanzig Mal wiederholte.

Ich bestellte noch ein Ei. Ich hatte es am Nachbarstisch gesehen. Hart und kalt waren sie hier, und das machte mich melancholisch. Jedes Osterei hatte mich an die Frühstückseier dieser Bäckerei erinnert. Und an den Schirm, den meine Mutter draußen vor der Bäckerei eilig öffnete und schloss, um die Regentropfen aus ihm herauszuschlagen, die als feiner Nieselregen auf mein Gesicht niedergingen, bevor sich die Glastür zum Café von selbst öffnete.

Ich hatte die sozialdemokratische Zeitung neben meinen Erdbeerkuchen gelegt, und die Bedienung war entsetzt. Dazu wollen Sie jetzt ein Ei? Sie zog die Augenbrauen hoch, aber ich blieb standhaft. Und sie notierte sich das Ei. Kopfschüttelnd. Ich werd nicht mehr, sagte sie. Ein

Ei! Sie rief das durch den Raum. Über Farne und noch leere Tische. Ein Ei! Und die elektrische Tür ging auf und wieder zu, und eine ältere Dame in einem schwarzen Nerz kam herein. Ich sah Erk an und wusste, an diesem Morgen, diesem Tisch, musste ich es ansprechen.

Du weißt, dass ich die Pille nicht nehme, sagte ich. Und mir war, als hätte ich eine Tür zum Bahnhof geöffnet. Einen Windzug Zigarettenasche und milchige Kondome über die bronzene Kaffeeszenerie hinwegfegen lassen. Bei Gott, Sex und Sahneabdeckpapier! Die Dame im Nerz lehnte ihren Stockschirm gegen den Kuchentresen. Und Erk schloss die Tür zum Bahnhof, um mir einen Vorgarten auszulegen. Er sagte, wenn was passiert ist, dann ist das vielleicht genau das, was uns eh passieren muss. Gänseblümchen, Rasen und Beete im rechten Winkel. Ich hätte Angst haben müssen. Ich hätte den Tisch umschmeißen müssen, auf Erks Zehen und dann fliehen. Aber ich hatte es genossen. Das Versprechen, dass es mit uns mehr sein würde als Korrespondenz jeden Tag. Mehr sein würde als alle zwei Tage treffen, als Reisen in Bäckereien ferner Heimat.

Weißt du noch der Morgen im Café, sage ich.

Ei zu Erdbeerkuchen.

Weißt du auch noch, was wir besprochen haben?

Es ist still auf der anderen Seite des Bettes.

Ich bin schwanger, sage ich.

3

Die Stühle stehen an der Wand. Wir sind in einem Wartezimmer. Eine halbe Stunde zu spät. Weil ich es nicht konnte. Reingehen. Ich bin stehen geblieben, konnte die Straße nicht überqueren. Die letzte Straße. Zur Praxis. Ich konnte nicht mal diesen Termin ausmachen. Das ist nichts, was ich aussprechen – was mit meinem Leben zu tun haben kann.

Teresa Borsig macht so etwas nicht.

Ich lag im Bett, weil ich nichts anderes mehr konnte. Raus. Konnte ich nicht. In das Büro fahren. Konnte ich nicht. Denn ich musste diese Gedanken aushalten, die auf mich eindachten. Mich zerdachten. In Zeiteinheiten. Vierundachtzig Tage. Dass mein Körper mit dem Gesetz gemeinsame Sache machte. Gegen mich. Vierundachtzig Tage. Und wer weiß das schon von Anfang an. Vielleicht weiß man es nach der ersten Woche. Siebenundsiebzig Tage. Wahrscheinlicher doch erst nach zwei Wochen. Siebzig Tage.

Drei Tage müssen zwischen Beratungsgespräch und Termin liegen.

Als ich das erfuhr, fragte ich, Werkstage?

Und Erk sagte, nein.

Siebenundsechzig Tage. Wie viele Tage waren schon vergangen? Geht es noch? Es geht schon nicht mehr. Geht bestimmt schon nicht mehr. Ich griff nach seinem Arm. Haut und wenige Haare. Bitte mach den Termin. Ich kann da nicht anrufen. Meinen Namen nennen und.

Das in einem Satz. Am siebenundsechzigsten Tag muss man den Termin bereits haben. Denn man braucht Vorlauf. Eine Woche. Nach sechzig Tagen ist es schon zu spät.

Und du bist dir sicher, fragte Erk. Und ich erlag der Frage. Fühlte mich ausgeliefert. Wie bloße Fracht, in einem Flugzeug. Man hat mich festgeschnallt, sagte ich. Ich sehe die Türen nicht. Fenster nicht. Weiß nicht, ob das Flugzeug rollt. Wohin. Ich will aussteigen. Am Gate sein. Nachschauen, wohin das Flugzeug fliegt. Es macht doch einen Unterschied, ob man in ein Flugzeug eingestiegen ist oder ob man einfach so drin sitzt. Ich will aussteigen. Kann ich aussteigen, frage ich die Crew, und die Crew hat kein Gesicht. Aber das Recht, zu bestimmen. Über mich. Aussteigen nur innerhalb von sechzig Minuten nach Einstieg. Das sind die Regeln, und die Zeit läuft. Aber ich weiß nicht, seit wann. Einfach aufstehen, aussteigen geht nicht. Geht hier anders. Ich muss Aufgaben lösen, wenn ich aussteigen will. Aufgaben, die mir unmöglich scheinen. Vielleicht sind sie banal, aber für mich sind sie schwierig. Ein Spagat. Ich konnte noch nie Spagat. Ich weiß das. Und das ändert sich auch nicht. Seit zweiunddreißig Jahren lebe ich mit mir, in mir. Ich weiß, dass ich das nicht kann. Dass meine Beine das nicht können. Warum muss ich einen Spagat machen, um auszustiegen. Was hat das denn miteinander. Sollte es nicht reichen, dass ich einfach sage: Ich will das nicht. Ich will nicht in diesem Flugzeug sitzen. In dieses Flugzeug hineingesetzt worden sein, um zu einem mir unbekanntem Ziel aufzubrechen. Das ich nie wieder verlassen kann. Diese ganze Situation ist bedrohlich. Und absurd. Denn mein Körper ist diese Bedrohung. In diesem System. Dass

man ihn dazu macht. Dass das wirklich passiert. Dass das kein Traum ist. Alptraum. Mein Körper transformiert mich. Und ich bin hilflos. Es ist, als beschleunigte sich alles um mich herum. Halt es an, sagte ich zu Erk, zu seinen traurigen Augen, und ich dachte, er begänne zu weinen, aber er ging in das andere Zimmer, dessen Türen nicht richtig schlossen. Immer blieb ein Spalt, und bei jedem Windzug schlugen die Flügel. Ich entspannte mich. Es wird sich gekümmert. Er nimmt sich all dessen an. Macht den Spagat für mich. Ich muss nichts machen. Nur liegen. Warten. Und es wird vorbei sein. Vorbeigehen. In Ordnung kommen. Alles wird so werden, wie es mal war. Wie ich es kenne. Verstehe. Nichts ist zu spät. Jetzt.

Als er wiederkam, gab er mir ein Post-it mit zwei Terminen. Für die Beratung und den Termin. Der Termin drei Tage nach der Beratung.

Die Schwester kommt. Sie sieht freundlich aus. Das enttäuscht und entspannt mich. Warum enttäuscht mich das? Ich warte auf das Gefühl. Das Gefühl, das mir sagt, was zu tun ist. Wenn alle freundlich, alle nett sind, fühlt es sich richtig an. Richtiger. Dass ich hier bin. Will ich, dass es sich nicht richtig anfühlt? Warum? Vielleicht geht dieser Morgen einfach vorbei und ich wieder auf Anfang. Mein Körper kann, was der Körper meiner Mutter gekonnt hat. Das weiß ich jetzt. Bestimmt kann er es auch ein weiteres Mal. Später. Viel später.

Die Schwester gibt mir meine Gesundheitskarte. Weißes Plastik. Darauf meine Versichertennummer und mein Passbild. Die Schwester lächelt kurz, verhält sich, als würde ich etwas vollkommen Notwendiges tun. Sie verachtet mich nicht. Verhält sich, als würde ich auf mich achtgeben. Zum Arzt gehen, das ist vernünftig. Wie der

Lamellenvorhang vor dem Fenster. Vertikal. Verbunden durch Ketten kleiner weißer Kügelchen. Seriosität. Keiner hat die zu Hause. Wenn Lamellen zu Hause, dann horizontal.

Im Wartezimmer sind die Wände gelb. Wie Ostern. Die Pflanzen in den Ecken darum bemüht, dem Raum Leben zu geben. Etwas Freundliches. Weil das Leben doch freundlich ist. Wie die Zeitschriften in den Lesezirkelumschlägen wissen. Machterhalt und Rückenleiden. Ehe-Aus. Krebs. Gegenüber dem Fenster ein Regal mit Broschüren, auf denen Kinder krabbeln. Immer werden Kinder auf allen vieren gezeigt. Deswegen kaufen Menschen ohne Kinder Hunde. Ich sitze.

Vor der Praxis bin ich sitzen geblieben. Wie ein Hund. Eine ganze halbe Stunde. Zog Erk an meiner Leine. Komm. Weiter. Von der Verkehrsinsel runter. Er hasst das, wenn man zu spät kommt. Er will keine Umstände machen und unter keinen Umständen auffallen. Ich aber blieb auf der Verkehrsinsel. Starrte auf das verglaste Eckhaus mit der Praxis. Das ist nicht irgendein Termin, sagte ich zu ihm. Hielt ihn am Ärmel. Während Fenster an Fenster uns ansah und doch durch uns hindurchsah. Dazwischen die Straße. Wie ein Binnenmeer zwischen neuer und alter Gegenwart. Baumarktwerbung. Und die Ampel wieder auf Rot. Wir werden es so liebhaben, sagte ich ihm. Und das Eckhaus verschwamm. Er wirkte hilflos. Und so, als wäre es ihm am liebsten, wenn wir jetzt einfach über die Straße gingen. Einfach.

Willst du es nicht mehr, fragte ich, während mir das Selbstmitleid die Wangen runterrann.

Doch. Aber du weißt auch, was du gesagt hast.

Wann?

Immer wieder.

Nenn mir Beispiele. Was habe ich gesagt? Und wann? Erinner dich, sagte ich, und Erk bewegte seinen Kopf so, als würde er eine Wespe loswerden wollen.

An dem Abend, sagte er.

Ich hatte ihn auf die Couch gebeten. Die braune, viel zu weiche Couch. Wir müssen reden, hatte ich gesagt. Reden, damit ich besser denken kann. Und während ich das sagte, dachte ich an den Amerikaner, den ich mal gekannt hatte. Mit dem ich in der Weihnachtszeit durch Upstate New York gereist war. Ich dachte an Schnee in Nachbarschaften, die aussahen wie Filme. In den Vorgärten die riesigen, aufgeblasenen Schnee- und Weihnachtsmänner – natürlich sind es Männer – und hinter jedem von ihnen eine Belüftungsmaschine. Surrend. Und daneben ein Engelchen mit Trompete. Tonlos.

Unter unseren Füßen aber knirschte das Granulat. Was mir Anlass war, diese Geschichte zu erzählen, die ich gelesen hatte. Der Skandal aus den neunziger Jahren. In Berlin sollen Krankenhausabfälle – Körperteile, Organe, Blut und Fehlgeburten – zu Granulat verarbeitet worden sein. Immer wenn es unter meinen Schuhen allzu weihnachtlich wird, denke ich an zermalmte Arme. Beine. Babys. Der Amerikaner drehte den Kopf zu mir, um mir seine fast zugekniffenen Augen zu zeigen. Was meinst du, fragte ich. Denn ich werde schnell ungehalten, wenn sie nicht schnell genug antworten, und sie antworten selten schnell genug. Männer. Der Amerikaner aber hatte die beste Antwort. Eine Antwort, die ich nie wieder vergessen habe: My thoughts on that matter are still developing.

Gedanken im Säurebad. Entwickeln sich noch. Am

Ende trocknen sie ein in Schnappschüsse und Schnellschüsse. An dem Abend auf der Couch versuchte ich mich zu entwickeln. Mein Bild von mir als Frau mit einem Kind. Einem eigenen Kind. Ich versuchte, eine Idee von der Zukunft zu entwickeln, die sich in mir entwickelte. Alles, was ich dafür aber hatte, waren Informationen aus der Vergangenheit. Erk besah meine Gedanken wie Tatsachen. Dabei begann ich mit: Ich weiß es nicht. Das war mein erster Satz. Einer von vielen. Aber vielleicht der wichtigste. Erk hatte ihn überhört. Oder vergessen. Am Ende. Nach all den anderen Sätzen. Ich sagte, ich weiß es nicht, ob das so eine gute Idee ist. Ein Kind. Ist das nicht das Naivste, was man nur wollen kann? Ein Kind. Was will man eigentlich, wenn man sagt, man will ein Kind. Das ist überhaupt nichts Konkretes. Und man sagt doch bewusst ein Kind. Denn man kennt das Kind nicht. Kann es nicht kennen. Noch nicht. Falls man es je kennt. Erkennt. So oder so lässt man sich auf etwas Unbekanntes ein. Man sagt: Ich will, dass etwas Unbekanntes mit mir passiert. Mit uns. Das ist der Anfang. Und später glaubt man, man habe Anspruch auf diesen Unbekannten. Sein Kind. Man glaubt, man habe es bekommen. Einen ganzen Menschen. Der einen liebt. Auf jeden Fall liebt der einen. Egal, was man macht. Der muss einen lieben. Du sollst Vater und Mutter ehren, heißt es. Und es ist der größte Fehler überhaupt. Du sollst Vater und Mutter verlassen. So ist es richtig. Die Beziehung zu einem Kind ist doch von Anfang an darauf ausgerichtet, beendet zu werden. Wenn man sagt, ich möchte ein Kind, dann meint man im besten Falle: Ich möchte von einem Kind verlassen werden. Ich möchte dieses Kind, mein Kind, jahrelang darauf vorbereiten, mich zu verlassen, indem ich es so

unabhängig wie möglich mache. Unabhängig von mir. So ist es richtig. Aber richtig machen es nur wenige. Die meisten machen es falsch. Sie glauben, das Kind wäre ihr Kind. Weil sie sich so gewöhnt haben an das Kind, glauben sie, sie kannten es. Liebten es. Besäßen es.

Meine Mutter. Ich sagte zu Erk, dass sie mir leidtue. Wie sie da gesessen hatte. Als wir sie zum letzten Mal getroffen hatten. Unter diesem Sonnenschirm vor dieser Pizzeria. Als sie vorschlug, in unsere Richtung zu ziehen. Ganz in die Nähe. Wir sehen uns so selten, Teresa. Hatte sie gesagt. Nach ein paar Gläsern Wein. Halbtrocken. Dein Vater und ich haben letztens schon mal darüber gesprochen, wie das wäre. Hatte sie gesagt. Gefragt. Mit dem Kopf so schief. Und in dieser Zugänglichkeit, in der sie mir fremd war. Wo kam die her? Aus der Flasche? Ihr *Ganz in die Nähe* schlang sich um meinen Brustkorb. Lunge und Herz und Wirbel. Ich machte den Mund auf, sagte nichts. Dachte nur, das können die doch nicht machen. Diese Entfernung, die ich mir erarbeitet habe. All die Jahre. Manchmal glaube ich, dass sie alles ist, was ich mir überhaupt erarbeitet habe. Und dann nehmen sie sich ein Umzugsunternehmen und nehmen sie mir. Zwölf Jahre wären dann alles gewesen. Mein Leben. Ohne meine Mutter. Und dann wieder im Dienst. Schuld. Tagein, tagaus. Weil ich nicht will. Sie treffen. Um sich quälende Stunden nichts zu sagen zu haben. Wie kann sie davon ausgehen, dass ich das wollen könnte. Wie kann sie glauben, dass ich mich in ihrer Gegenwart wohlfühle. Sie muss das doch ahnen. Denn sie weiß doch, wie es zu Hause war. Wie unglücklich alles war, weil sie unglücklich war. Als Mutter.

Du bringst mich ins Grab, hat sie gesagt. Nicht nur

einmal. Jeden Tag war sie gestresst. Von dieser Arbeit, von der ihr nichts blieb. Immer nur damit beschäftigt, einen Zustand zu halten. Ordnung. Den Teppich saugen. Das Parkett wischen. Die Betten aufschütteln. Und dann der Nervenzusammenbruch. Weil ich mich bäuchlings auf das gemachte Bett geworfen hatte. Am helllichten Tag geht man nicht ins Bett. Und warum nicht? Weil das Aufschlagen des Bettes sonst umsonst gewesen wäre. Aber das hat sie nie gesagt. Sie hat sie für sich behalten. Ihre Gründe. Für die es sich gelohnt hatte, mich am Arm vom Bett zu ziehen. Wie warm er wurde, wenn sie ihn in ihren trockenen Händen verdrehte. Die Haut. Rot. Wenn sie mich schlug. Wenn sie mich für die Sinnlosigkeit ihrer Mühen bestrafte. Ich verstehe das. Heute. Nie hat irgendwer gesehen, was sie machte. Und nie hatte sie Zeit. Weil da immer noch ein Glas war. In der Vitrine. Das sie drehen konnte. Mit dem Aufdruck nach vorne. Und immer war da ein Mittagessen zu erhitzen. Gekocht hat sie nie. Dafür hatte sie keine Zeit. Was wir gegessen haben, war Minuten zuvor immer tiefgefroren gewesen. Wie nennt man das eigentlich, fragte ich Erk, das Gegenteil von *Savoir-vivre*?

Einen französischen Begriff gibt es da nicht. Bestimmt nicht. Aber einen deutschen muss es doch geben. Seine Zeit zermahlen? In ausgedachten Notwendigkeiten existieren? Ich habe das nie verstanden, wie man all diese Pflichten erledigen, aber keine Lust haben kann, mit Gemüse und Gewürzen in einem Topf zu malen. Es ist doch schon angenehm, wenn man morgens in der Küche steht und Kaffee aufbrüht. Jeder einzelne Schritt. Kaffeemühle. Flamme. Das leise Geräusch, wenn man einen Filter faltet. Rituale, nicht Routinen. Meine Mutter hat

es falsch gemacht. Und ich habe Angst. Was wird aus mir, wenn ich ein Kind habe. Werde ich mich trauen, den Boden dreckig zu lassen, wenn ein Kind – mein Kind – auf allen vieren darüberkrabbelt? Werde ich mich dann noch trauen, das Leben zuzulassen, also den Boden schmutzig, wenn mein Kind diesen Boden ableckt? Wird ein Kind uns nicht in all diese Zwänge begeben? Arbeit, die niemand sieht. Die erst auffällt, wenn sie wieder anfällt. Und was glaubst du, das passiert, wenn du auch nur einen Tag mehr arbeitest als ich. Draußen. Und ich dann zu Hause bin. Mit dem Kind. Ich werde mich gefangen fühlen. Werde denken, jetzt bin ich eine dieser Frauen. Meiner Mutter entkommen, aber selber meine Mutter geworden. Die demütigendste, die schlimmste aller Strafen wäre doch, wenn ich dann erkennen müsste, dass ich es auch nicht besser machen kann. In diesem System. Dass alles notwendig war. Und dass ich es dann auch mache. Mein Kind für mein Unvermögen bestrafen. Dann bin ich nicht mehr Opfer. Dann bin ich auch Täterin. Dann habe ich gar nichts mehr. Nicht mal mehr recht, also dieses theoretische Rechthaben, dass die Dinge damals nicht so gelaufen sind, wie sie für Kinder laufen sollten. Könnten. Im besten Falle. Dann ist das auch weg. Mein Selbstmitleid. Vielleicht sind Kinder nur für die, die sich das leisten können. Sich selber zu ersetzen durch Tagesmütter. Tagesväter. Für die, die genug Geld haben, um Opfer bleiben zu können. In dieser Rolle. Weil sie sich woanders schuldig machen. Geld haben. Weißt du noch, der Spaziergang im Bergischen? Du hast da all diese Dinge gesagt. Dass du glaubst, ein Kind würde dich verändern. Dir den Fokus von dir selbst nehmen. Für jemand anderes leben. Das habest du von so vielen gehört. Jeder

sage das doch, dass man sich mit einem Kind vergesse. Als wäre das Kind eine Medizin, die man nehmen könnte. Gegen sich, aber für sich. Ist das nicht schon falsch, so etwas auch nur zu hoffen? Das Kind existiert doch nicht für uns, sondern wir existieren dann für das Kind. Und was ist, wenn die Medizin nicht wirkt? Wenn wir uns nicht vergessen? Wenn ich dem Kind unsere Entscheidung, es zu kriegen, vorwerfe. Nicht wörtlich. Niemals. Das ist zu greifbar. Abwendbar. Aber durch Taten. Jeden Tag. Was ist, wenn der Faden, der unsere Tage zusammenhält, Reue ist? Wenn wir dann kein Paar mehr sind, sondern zwei Menschen, die den Boden wischen. Wenn ich dich hasse. Für jeden falsch gewischten Boden und jeden nicht gewischten Boden, in dem ich deinen festen Beruf sehe. Deine Treffen sehe. Draußen. Was ist, wenn ich fies werde. Die Stunden begrenze, die du abends rauskannst. Weil ich dir den Spaß nicht gönne. Erst die Arbeit, dann das Vergnügen. Zu leben wie unsere Eltern. Was, wenn das der ganze Trick ist: Wenn man nicht will, dass man wie seine Eltern wird, darf man nicht Eltern werden. Was ist, wenn das die deutsche Übersetzung von *Savoir-vivre* ist?

Und stell dir das vor, wie das wird, wenn sie zu uns nach Hause kommen. Die Eltern als Großeltern. Als Kinder können wir ihnen das verwehren, aber unserem Kind können wir sie nicht verwehren. Die Großeltern. Die müssen dann kommen. Mit ihrem bescheuerten Kuchen. Und dann sitzen wir da. Essen Kuchen. Verkrümeln unsere Zeit, während wir reden. Über Kuchen: Der Boden ist gar nicht so trocken wie beim letzten Mal. Fluffig ist der. Sitzend nicken wir dann Dienstleistungen ab. Und nennen es Freizeit. Während die Sahne unsere

Arterien verkalkt, hören wir uns sagen: Guck mal, wie es sabbert. Das Kind. Sabbert das schon wieder? Es sabbert wieder. Ja, das ist normal in dem Alter, dass es sabbert. Ihr habt auch gesabbert. Wie viel ihr gesabbert habt! Und wie gerührt sie dann sein werden. Von diesem Sabber. Mich haben sie geschlagen, damals, weil sie so gestresst waren von meinem Sabber. Aber bei unserem Kind sind sie dann entzückt. Und so lieb! Helden sind sie für unser Kind. Das ist der letzte Akt. In dieser Rolle werden wir sie von der Bühne gehen lassen. Erst Opfer, dann Täter, aber am Ende Helden. Das ist dann das letzte Wort. Helden.

Ich hatte ihn angesehen und gehofft, er würde etwas sagen. Etwas, was all mein Gesagtes auflösen würde. Dekonstruieren. Stein für Stein abbauen. Oder wie ein Schwamm so wegwischen, dass mir nur kreidige Schlieren blieben. Aber er sagte nichts, sah mich nur in großer Ruhe an. Und diese Ruhe machte mich wahnsinnig. Ich war es nicht gewohnt, dass mich jemand einfach anhörte. Mir zuhörte. Dass jemand mir nicht sagte, dass alles, was ich dachte, falsch sei. Ich hatte mir jahrelang immer Männer gesucht, die mir widersprachen. Ich brauchte den Widerspruch. Dachte ich. Denn ich war es gewohnt, dass alles, was ich dachte, immer falsch war. Zu extrem. Zu verzerrt. Zu krass. Ich brauchte einen Widerspruch, an dem ich meine Gedanken schleifen konnte, zu einem gemäßigten Denken. Ich brauchte jemanden, der mich im Zaum hielt. Ausbremste. Ich war, glaube ich, gar nicht in der Lage, zutreffend zu denken. Alles, was ich dachte, war immer zu viel. Ich war zu viel.

Was denkst du darüber, hatte ich ihn gefragt und gereizt geklungen, weil ich so lange warten musste, bis die

Korrekturen kamen. Ich fand das unhöflich. Wie konnte er mich nach dieser Anstrengung – all diese Wörter – hier einfach so sitzen lassen. Er schüttelte den Kopf.

Was soll ich denn dazu noch sagen, fragte er.

Was du darüber denkst.

Was soll ich denn anderes darüber denken, als dass es dann nicht geht. Dass wir dann lieber kein Kind bekommen sollten.

Willst du es nicht?

Doch. Ich will. Ich kann dir dazu auch keine Gründe nennen, warum ich das will. Ich will es einfach. Aber ich kann das doch nicht wollen, wenn das für dich bedeutet, dass du unglücklich wirst.

Ich saß auf der Couch und verzweifelte. Vage wusste ich, was ich hören wollte, aber ich wusste auch, wenn ich explizit nach dem, was ich hören wollte, fragen würde, dass es, wenn es dann käme, nichts mehr nützen würde. Nichts mehr schleifen würde. Es wäre dann nicht hart, nicht überzeugend genug. Es käme letzten Endes auch von mir. Es wäre also Quatsch.

Seine Stille war mir freier Fall. Ich suchte. Mit den Händen, Worten, griff um mich.

Kannst du nicht so etwas sagen wie – ich überlegte –, dass du weißt, dass es so für uns ganz sicher nicht werden wird?

Wie kann ich das wissen?

Vielleicht weil du nie zulassen würdest, dass all die Arbeit zu Hause. Also dass ich die machen würde?

Natürlich würdest du nicht all die Arbeit machen. Wir sind zu zweit. Warum solltest du das denn alleine machen?

Aber du hast den festen Job. Einen Chef. Das habe ich nicht. Ich bin mein Chef und damit der geringste Wider-